

“der Ausdruck, den Sie gebrauchen, ist mir nicht vertraut”: die jüdischen Familienromane Auguste Hauschners im Kontext der Sprach- und Nationendebatten um 1900

Bettina Bannasch

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Bannasch, Bettina. 2022. “‘der Ausdruck, den Sie gebrauchen, ist mir nicht vertraut’: die jüdischen Familienromane Auguste Hauschners im Kontext der Sprach- und Nationendebatten um 1900.” In *Zukunft der Sprache – Zukunft der Nation? Verhandlungen des Jiddischen und Jüdischen im Kontext der Czernowitzer Sprachkonferenz*, edited by Carmen Reichert, Bettina Bannasch, and Alfred Wildfeuer, 231–50. Berlin: De Gruyter Oldenbourg.
<https://doi.org/10.1515/9783110755138-013>.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under these conditions:

Deutsches Urheberrecht

Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:

<https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publiz/>



Bettina Bannasch

»der Ausdruck, den Sie gebrauchen, ist mir nicht vertraut«

Die jüdischen Familienromane Auguste Hauschners im Kontext der Sprach- und Nationendebatten um 1900

Das literarische Werk Auguste Hauschners (1850–1924), der ebenso großzügigen wie scharfsichtigen Freundin bedeutender Männer, wurde zu ihrer Zeit viel gelesen, ist heute jedoch weitgehend vergessen. Wird es wahrgenommen, so stellt die Aufmerksamkeit für die Bedeutung Hauschners als öffentliche Figur – als Mäzenin, als Salonière, als Frauenrechtlerin – ihr literarisches Werk zumeist in den Schatten.¹ Eingehenderes Interesse wird ihm vor allem zuteil durch eine auf die deutschsprachige Literatur Böhmens spezialisierte literaturwissenschaftliche Forschung, häufig in Verbindung mit Themenstellungen der Genderforschung, insbesondere zur emanzipatorischen Literatur von Frauen um 1900. Dem Umstand, dass Hauschner in ihrem Werk oftmals jüdische Themen verhandelt, kommt dabei wesentliche Bedeutung zu.² Beachtung findet in diesem Zusammenhang vor allem der Roman *Die Familie Lowositz* (1908). Er spielt im Prag des ausgehenden 19. Jahrhunderts, sein Resonanzraum ist der deutsch-tschechische

1 Vgl. Birgit Seemann: »Eine Menschheit über allen Völkern« – Auguste Hauschner, Schriftstellerin zwischen Prag und Berlin. In: Verborgene Lesarten. Neue Interpretationen jüdisch-deutscher Texte von Heine bis Rosenzweig. Hg. von Renate Heuer. Frankfurt a. M. 2003, S. 187–203, hier bes. S. 189ff.; Hella-Sabrina Lange: »Wir stehen alle wie zwischen zwei Zeiten«. Zum Werk der Schriftstellerin Auguste Hauschner (1850–1924). Essen 2006, bes. S. 35ff. – Selbst die beiden bekanntesten Romane Hauschners, die im Folgenden besprochen werden, sind aktuell vergriffen und liegen nur im Reprint vor: Auguste Hauschner: *Die Familie Lowositz* (1908). Leipzig 2017 (zit. als FL); Auguste Hauschner: *Rudolf und Camilla* (1910). Leipzig 2018 (zit. als RC). Im Abgleich mit den Originalen wurden in den Zitaten Fehler stillschweigend korrigiert.

2 Vgl. Florian Krobb: *Selbstdarstellungen. Untersuchungen zur deutsch-jüdischen Erzählliteratur im neunzehnten Jahrhundert*. Würzburg 2000; Andreas Herzog: *Auguste Hauschners »Die Familie Lowositz« (1908/1910). Ein jüdischer Roman als Dokument von nationalen und interkulturellen Konflikten*. In: *Literatur und Kultur in Grenzräumen*. Hg. von Tanja Lange, Jörg Schöner und Péter Varga. Frankfurt a. M. 2002, S. 73–81; Susanne Fritz: *Die Entstehung des »Prager Textes«*. *Prager deutschsprachige Literatur von 1895 bis 1934*. Dresden 2005; Godela Weiss-Sussex: *Jüdin und Moderne. Literarisierungen der Lebenswelt deutsch-jüdischer Autorinnen in Berlin (1900–1918)*. Berlin 2016.

Sprachenstreit im Vorfeld der Badeni-Krise.³ Kaum zufällig erscheint er, dies ist der Ausgangspunkt der Argumentation, im Jahr der Czernowitzer Sprachkonferenz. Mit der vierköpfigen Familie Lowositz steht das assimilierte jüdische Bildungsbürgertum im Zentrum der Handlung, im Kontrast zu den »einfachen« Tschechen repräsentiert es beispielhaft die (deutsche) Hochkultur. Der zweite Band *Rudolf und Camilla* (1910) knüpft unmittelbar an die Handlung des ersten an. Er versetzt das inzwischen zu jungen Erwachsenen herangewachsene Geschwisterpaar Rudolf Lowositz und Camilla Katzler nach Berlin. Mit diesem Ortswechsel erweitert sich zugleich auch das Themenspektrum von den Sprach- und Nationenkonflikten, die aus der Perspektive des deutschsprachig-jüdischen Prager Bildungsbürgertums verfolgt werden, auf die (sozial)politischen und (religions)philosophischen Debatten im Berlin zur Zeit des Sozialistengesetzes Ende der 1880er Jahre. Der Umstand, dass die Frage nach »dem Jüdischen« nun noch einmal in andere Kontexte gebracht und deutlich vielschichtiger verhandelt wird, mag dazu beigetragen haben, dass der zweite Roman deutlich schwächer rezipiert wurde und wird.⁴ Um jedoch die nationalsprachlichen Debatten, die im ersten Band breit und explizit verhandelt werden, einordnen und ihren Beitrag zur jüdischen Sprach- und Nationendebatte um 1900 angemessen würdigen zu können, ist es – so soll im Folgenden gezeigt werden – unbedingt erforderlich, den zweiten Band in die Überlegungen mit einzubeziehen.⁵

3 In Böhmen verschärft sich der Sprachenkonflikt, als der Minister Badeni 1897 eine Verordnung erlässt, die die überwiegend deutschsprachige Beamtenschaft in Verwaltung und Justiz auf Zweisprachigkeit verpflichtet. Es kommt zu Unruhen, am 28. November 1897 reicht Badeni seinen Rücktritt ein. Den konkreten Hintergrund der Romanhandlung bestimmen vor allem zwei historische Ereignisse, beide 1881, die deutlich machen, wie angespannt die Situation bereits vor dieser Krise ist: die Eröffnung des tschechischen Nationaltheaters in Prag und Auseinandersetzungen zwischen deutschen Studenten und Tschechen in Kuchelbad.

4 Vgl. etwa Madleen Podewski: Jüdische Identitätsmodelle aus Prag. Auguste Hauschners Roman *Die Familie Lowositz*. In: Stifter Jahrbuch Neue Folge 32 (2018), S. 87–99. Der Hinweis auf den engen Zusammenhang beider Romane (ebd., S. 92) bleibt ohne Konsequenzen für die Interpretation.

5 Weiss-Sussex spricht von einem »Doppelroman«, um diese enge Beziehung zu unterstreichen. Sie diagnostiziert, dass »im Leiden der Geschwister am Judentum selbst der thematische Kern des Romans« (Weiss-Sussex, Jüdin und Moderne [wie Anm. 2], S. 66) liege, und kommt im Fazit zu der Einschätzung, das Werk sei als Ausdruck »jüdischen Selbsthasses« (ebd., S. 128) zu lesen. Die hier vorgestellte Lesart kommt zu einem anderen Ergebnis. Die literarische Gestaltung der Auseinandersetzung mit dem eigenen Jüdischsein geht, so die im Folgenden vertretene Argumentation, nicht in der Formel vom »jüdischen Selbsthass« auf. Sie wird in einer differenzierten Gestaltung der Figuren genderspezifisch reflektiert, nicht aber reproduziert. Im Folgenden soll dies für die beiden Hauptfiguren Rudolf und Camilla gezeigt werden. Für das nordische Cousin/Cousinen-Paar, in dessen »natürlicher« Libertinage und Ungezwungenheit (ebd., S. 100f.)

Bemerkenswerterweise spielen weder in *Die Familie Lowositz* noch in *Rudolf und Camilla* die Auseinandersetzungen um die *jüdische* Nationalsprache eine Rolle. Das Jüdische – und mit diesem: die Frage nach der jüdischen Nationalsprache – liegt in beiden Romanen gewissermaßen quer zu den nationalsprachlichen Auseinandersetzungen. Diese Querlage wird hier verstanden als eine Positionsbestimmung, die repräsentativ ist für die Auffassung, die weite Teile des säkularen bildungsbürgerlichen, deutschsprachigen Judentums im Sprachenstreit mit seinen nationalen Implikationen einnehmen. Im Blick auf die nationalsprachlichen Debatten ist dabei aufschlussreich, wie die thematisierten und inszenierten unterschiedlichen Sprachen und Sprachzugehörigkeiten jeweils codiert werden. Dem soll im Folgenden nachgegangen werden. Dabei orientieren sich die einzelnen Schritte der Argumentation an jenen Sprachen, von denen jeder »Jude, der in einer slawischen Gegend Österreichs geboren war«⁶ zur Zeit der Romanhandlung umgeben ist: Deutsch und Jiddisch, Küchelböhmisches und Tschechisch, und nicht zuletzt – wenn auch für die handelnden und debattierenden Figuren von nur marginaler Bedeutung – (Neu)Hebräisch. Es wird zu zeigen sein, dass Hauschner in ihren beiden jüdischen Familienromanen die nationalen, sozialen und religiösen Codierungen dieser Sprachen und Sprachzugehörigkeiten aus der Perspektive des aufgeklärten, jüdischen, deutschsprachigen Bildungsbürgertums subvertiert und dekonstruiert. Darin liegt der ebenso wesentliche wie originelle Beitrag ihrer beiden Romane zu den zeitgenössischen Debatten um eine jüdische Nationalsprache.

In beiden Romanen wird die komplexe Frage nach der Verortung »des Jüdischen« von den Figuren in langen Gesprächssequenzen verhandelt. In ihrer dialogreichen Form des Erzählens erweist sich Hauschner als eine typische Vertre-

das durch sein Judentum »gebundene« Geschwisterpaar Rudolf und Camilla im zweiten Band gespiegelt wird, entwirft der Roman durchaus auch dessen dunkle Seiten, den nachlässigen Egoismus und in seiner Folge Rastlosigkeit und eine Unbehaustheit, die gerade nicht als jüdische konnotiert ist. In beiden Romanen unterlaufen die Charakterzeichnungen, die Hauschner vornimmt, subtil Zuschreibungen wie »das Jüdische«, »das Weibliche« oder auch »die einfachen Leute«. Indem die Romane ihre Positionen nicht *programmatisch verkünden* sondern *literarisch gestalten*, entfalten sie ihre emanzipatorische Sprengkraft – und zugleich ihre literarische Qualität.

6 Fritz Mauthner: Prager Jugendjahre. München 1918, S. 32f. Mauthner ist ein Cousin Hauschners, zudem einer ihrer wichtigsten Korrespondenzpartner und Vertrauten; Rudolf trägt Züge Mauthners und lässt sich als kleine Hommage verstehen. Als sich Mauthner wenig später zu einem glühenden Deutschnationalen entwickelt, distanziert sich Hauschner von ihm. Mit seiner um 1916 einsetzenden Ernüchterung stellt sich das alte Verhältnis wieder her.

terin des poetischen Realismus, eine ihrer Nebenfiguren⁷ kann als eine Hommage an Theodor Fontane gelesen werden. Hauschners Romane distanzieren sich dezidiert von jedem hohen Idealismus: Alle Figuren, die sich allzu lautstark als Idealisten ausgeben, werden über kurz oder lang als die Verfechter höchst eigennützigster und niedriger Interessen entlarvt. Entsprechend gestaltet Hauschner auch das offene Ende, das den Bildungsgang des Geschwisterpaares nach all seinen Irrungen und Wirrungen abschließt. Die Weichen, die für die utopisch-idealistische Strahlkraft des offenen Endes gestellt werden, sind sorgsam in den diesseitig-sozialen Verhältnissen ausgelegt. Hauschners Romane erheben den Anspruch, über die Gestaltung ihrer Figuren einen Querschnitt durch die unterschiedlichen Schichten der Gesellschaft vorzulegen. Für die Behandlung der Sprachenfrage ist dabei von unschätzbarem Vorteil, dass sie sich – auch darin Verfahren realistischen Erzählens verpflichtet – dabei der Inszenierung von Sozio- und Dialekten bedienen.

1 Das ›reine Hochdeutsch‹

Eine Statistik aus dem Jahr 1905, die Zahlen zur *Umgangssprache der Juden in Österreich* erhebt, belegt für sämtliche Kronländer der Habsburger Monarchie die herausgehobene Stellung des Deutschen gegenüber allen anderen Nationalsprachen.⁸ Dabei wird allerdings keine Unterscheidung zwischen Deutschem und Jiddischem getroffen. Die Statistiken sind, so formuliert es daher Andreas Kilcher, »als Aufschreibesystem eines Sprachendiskurses« zu lesen, stützen sie doch die »sprachpolitische These, dass deutsche und jüdische Kultur weitgehend zusammenfallen. Mehr noch: Die Juden erscheinen als die modernen Vermittler und Globalisierer der deutschen Kultur außerhalb Deutschlands«.⁹

In Auguste Hauschners *Familie Lowositz* spricht man dementsprechend Deutsch, und zwar reines Hochdeutsch. Man bringt damit zum Ausdruck, dass man eben jenem Bürgertum zugehört, das sich als Träger der deutschen

⁷ Die libertinäre, schlittschuhlaufende Ebba, mit ihrem Cousin Nils nordisches Spiegelbild des jüdischen Geschwisterpaares in *Rudolf und Camilla*, kann als eine Hommage an Fontanes Ebba in *Unwiederbringlich* (1891/92) gelesen werden.

⁸ Vgl. Andreas Kilcher: Sprachendiskurse im jüdischen Prag um 1900. In: Marek Nekula, Ingrid Fleischmann und Albrecht Greule (Hg.): *Franz Kafka im sprachnationalen Kontext seiner Zeit. Sprachliche und nationale Identität in öffentlichen Institutionen der böhmischen Länder*. Köln 2007, S. 61–86, hier S. 61.

⁹ Kilcher, *Sprachendiskurse* (wie Anm. 8), S. 63.

Hochkultur versteht; die Frau des Hauses ist sogar eine geborene »von«.¹⁰ Die Verarmung ihrer Familie, die einst ein Gut in Ungarn mit zahlreichen Bediensteten besaß, war der Grund für ihre nicht standesgemäße Verheiratung ins Bürgertum. Ihre Heirat bezeichnete damals einen gesellschaftlichen Abstieg, sie kann ihn nicht verwinden. Schwermut ist die Folge, die sich zu krankhaften Depressionen steigert. In ihren Angstzuständen bezieht Frau Lowositz lautstarke Streitereien, die in den nächtlichen Straßen Prags ausgetragen werden, auf sich selbst und ihre bedrängte Situation als Jüdin. Sie versteht sie als antisemitische Ausschreitungen, in Wahrheit handelt es sich dabei jedoch um Ausschreitungen, die im größeren Rahmen des böhmischen Sprachenkonflikts stehen und nur das Deutsche, nicht aber spezifisch das Jüdische im Blick haben, manchmal auch schlicht um die Pöbeleien Betrunkener. Ihr Sohn Rudolf, der es sich zur Aufgabe macht, die Mutter ihrer Schwermut zu entreißen, erinnert sie nach einer ihrer Angstattacken an die unbeschwerte Zeit ihrer Kindheit. Damals, so meint er, hatte sie noch keine Angst vor dem »einfachen Volk«.

»Ich wundere mich, daß du dich vor dem Volk so fürchtest. Du hast doch jahrelang mit ihm gelebt.«

Damit hatte er das Richtige getroffen.

»Ach, unsere ungarischen Bauern«, sagte sie, und ein Leuchten ging über ihre Züge, »das war etwas ganz anderes, die waren uns ergeben wie die Hunde.« (FL 98)

Und in der Tat, die Erinnerung an früher spendet der Mutter Trost. Sie taucht ein in die besseren Zeiten von einst, in denen die ungarischen Bauern noch »unsere« Bauern waren. Deren Diskriminierung mit der eigenen Diskriminierungserfahrung in Verbindung zu bringen und kritisch zu reflektieren, kommt ihr nicht in den Sinn. Doch wird dieser Trost nicht von Dauer sein. Schließlich kann sich Frau Lowositz ihrer Depressionen nicht mehr erwehren und nimmt sich das Leben.

Für Herrn Lowositz, den Vater, hatte sich die Verheiratung mit der verarmten Adelligen einst mit der Hoffnung auf sozialen Aufstieg verbunden. Die Heirat ermöglichte es ihm, sich aus der Stellung eines abhängig beschäftigten Bankbeamten zu lösen und selbständiger Inhaber einer kleinen Wechselstube zu werden. Aber nach der ersten Anschubfinanzierung blieb die von der Familie der Frau erhoffte finanzielle Unterstützung aus. Die Familie Lowositz kann sich zwar die standesgemäß erforderlichen Diensthilfen gerade noch leisten, lebt aber zumindest für ihre Begriffe unter angespannten Verhältnissen. Nach außen hin darf das

10 Der Adel der Mutter ist noch jung, zudem unrühmlichen Ursprungs. Er geht auf den Großvater zurück, der für seine Verdienste – »Militärleistungen [...], aus denen er sich verdächtig schnell bereichert haben mußte [...]« (FL 98f.) – vom Staat ausgezeichnet wurde.

nicht sichtbar werden. Das ›reine Deutsch‹, das in der Familie gesprochen wird, dient vor allem der Aufrechterhaltung dieser Fassade.

Camilla, die Tochter des Hauses, ist im heiratsfähigen Alter. Sie befindet sich durch die finanziell bedrängte Lage der Familie Lowositz in einer Situation, die der ihrer Mutter aus der Zeit ihrer Verheiratung gleicht. Der Heiratsvermittler geht beim Vater ein und aus und schließlich findet sich auch ein Kandidat, der dem Vater akzeptabel erscheint. Da er sozial schlechter gestellt ist, erhebt die dünnkelhafte Mutter Einspruch gegen die Verbindung, und auch der Bruder Rudolf lehnt den für die Schwester ausgewählten Mann ab. Doch der Vater treibt ihm seine Hochnäsigkeit mit harten Worten, vor allem aber mit harten Zahlen aus dem Kopf. Als der kalte und einsame – aber auch: durch die finanziellen Bedrängnisse und die Erwartungen seiner Familie bedrückte – Patriarch, als der er die Familie regiert, bestimmt der Vater, dass der Heiratsantrag akzeptiert wird. Camilla wird zu all dem nicht befragt und von den Ereignissen überrumpelt. Durch die Inständigkeit, mit welcher der Bräutigam seinen Antrag bei ihr vorbringt, wird sie zusätzlich überrascht und entwaffnet. Sie nimmt den Antrag an. Zwar fällt ihre Mitgift geringer aus, als es der Bräutigam erwartet hatte. Doch ist dieser überzeugt davon, dass er bei diesem Geschäft nicht der Verlierer ist, trägt seine Braut doch entscheidend zur Hebung seines sozialen Ansehens bei.

Unwillkürlich imponierte ihm Camillas höhere Kultur; ihre reine deutsche Sprache, ihre Art sich auszudrücken und sich zu benehmen. Und wie gebildet, fast gelehrt sie ihm erschien. Ihm, der die Schule in der Tertia verlassen hatte, verblüfften die Titel der Bände auf Camillas Bücherbrett. Und wenn er auch beim Anhören Beethovenscher Sonaten beinahe einschlief, ihn entzückte doch die Begabung seiner Braut, [...]. In allen Dingen fühlte er sich überlegen; war stolz auf sie, und versicherte ihr täglich, wie glücklich er sich preise, eine solche Perle sein zu nennen. (FL 253)

Die naive Schwärmerei des Bräutigams für die »höhere Kultur«, die Camilla in seinen Augen verkörpert, wenn sie sich in »reine[r] deutsche[r] Sprache« artikuliert und im Besitz einiger anspruchsvoller deutschsprachiger Bücher befindet, entlarvt die Mangelhaftigkeit seiner eigenen Bildung. So kann er auch nicht sehen, dass seiner Braut gerade das fehlt, was sie auszuzeichnen scheint: Bildung. Es ist das Zauberwort und -mittel, das im 19. Jahrhundert Frauen und Juden in einer emanzipatorischen Interessengemeinschaft zusammenschließt.

Im Unterschied zu ihrem Bruder Rudolf hat Camilla keine weiterführende Schulbildung erhalten.¹¹ In der kontrastiven Parallelführung der Entwicklungs-

¹¹ Die freie Wahl der Lektüre, die man Camilla ohne jede weitere Anleitung gestattet hatte, erfüllt im Ergebnis all jene Befürchtungen, die sich an die weibliche ›Lesesucht‹ im 19. Jahrhundert

und Bildungsgeschichten des Geschwisterpaares Rudolf und Camilla stellt Auguste Hauschner in ihren beiden Romanen die Differenz zwischen männlichen und weiblichen (jüdischen) Bildungsgeschichten und Handlungsspielräumen scharf heraus: Das reine Deutsch, das Camilla spricht, ist lediglich ein »Markenzeichen« ihrer bürgerlichen Herkunft, das ihren Wert auf dem (jüdischen)¹² Heiratsmarkt steigert. Rudolf dagegen hat Dank der Bildung, die ihm als dem Sohn des Hauses zuteil wurde, die Chance, sich in der christlichen Mehrheitsgesellschaft zu bewegen, auch wenn dies, darin sind beide Romane deutlich, keineswegs gleichbedeutend mit seiner Aufnahme in die christliche Mehrheitsgesellschaft ist. Der zwar realistische, doch wenig emphatische Blick, mit dem Rudolf am Ende des ersten Bandes die Unzulänglichkeit der Bildung seines Schwagers ganz richtig einschätzt, ist allerdings eher ein Zeichen seiner Unreife als seiner überlegenen Geisteshaltung. Noch ist sein Bewusstsein nicht geschärft für die angemessene Reflexion der sozialen und geschlechterbedingten Differenzen, die ihn gleichermaßen über den Schwager wie über die Schwester zu erheben scheint.

Der nicht standesgemäße Bräutigam Camillas erhält in Hauschners Roman die Gelegenheit, nach der Hochzeit seine wahre Größe unter Beweis zu stellen. Mit seiner natürlichen Herzensbildung vermag er ein Bildungsverständnis in Frage zu stellen, das längst schon ausgehöhlt und äußerlich geworden ist. Als Camilla, enttäuscht und überfordert von ihrer Rolle als Gattin und Mutter, bald nach der Geburt ihres gemeinsamen Kindes einen seelischen Zusammenbruch erleidet, trägt er die Entscheidung für eine sehr ungewöhnliche Form der Therapie mit: Camilla wird auf unbestimmte Zeit Mann und Kind verlassen, um ebenso wie ihr Bruder Rudolf nach Berlin zu gehen. Dort soll sie eine musikalische Ausbildung genießen, die ihre Seele wieder ins Gleichgewicht bringt, denn Musik ist

knüpfen. Alleinlesende Frauen werden – so formuliert es ein Pädagoge wie Joachim Heinrich Campe in seinem *Väterliche[n] Rat an meine Tochter*, so malt es das traurige Schicksal von Gustave Flauberts *Madame Bovary* und vieler ihrer Geschlechtsgenossinnen anschaulich aus – zu haltlosen Träumereien verleitet, vor allem zu überspannten Erwartungen an ihre (zukünftigen) Ehemänner. Hauschner greift dieses Klischee auf, wendet es in der Geschichte von Camilla jedoch um in eine Forderung nach Aufklärung von Mädchen.

12 Die Praxis der arrangierten Heirat durch einen Heiratsvermittler wird von Hauschner in *Die Familie Lowositz* als spezifisch jüdischer Brauch scharf kritisiert. Weiss-Sussex erkennt darin eine »antisemitische Wendung« (Weiss-Sussex, Jüdin und Moderne [wie Anm. 2], S. 112) des Romans. Hier dagegen soll erstens argumentiert werden, dass Hauschner in der Gestaltung der Ehe von Camilla und Felix Katzler – ohne die grundsätzliche Kritik zurück zu nehmen –, individuelle Spielräume hervorhebt, die eine Ehe im Idealfall haben kann. Zweitens entwirft der Roman eine Parallelerzählung von einer »gefallenen« christlichen Braut. Sie wird von ihrem Bräutigam verstoßen, weil sie nicht rein in die Ehe gehen würde; sie ertränkt sich.

das Einzige, was sie in ihrem apathischen Zustand noch berührt. In Berlin nun lauern die Gefahren der Metropole – und Camilla verstrickt sich prompt in eine nicht nur platonische Liebesbeziehung mit einem Komponisten. Doch am Ende gibt der therapeutische Erfolg dem Ehemann recht, dessen Vorstellungen von der ›Reinheit‹ seiner Frau über jede kleinbürgerliche Spießigkeit erhaben sind. Er forscht nicht genauer nach. Genesen kehrt Camilla nach Prag zurück.¹³

Mit dieser Rückkehr schließt der Roman, das Ende bleibt offen, es besteht jedoch durchaus Hoffnung auf einen guten Neuanfang. Camilla ist fest dazu entschlossen, ihre Tochter nicht ihr eigenes Schicksal wiederholen zu lassen. Diese soll eine sorgfältig betreute (Schul-)Bildung genießen. Außerdem soll sie auch eine Sexualaufklärung erhalten, die sie realistisch auf die Ehe vorbereitet, so dass sie schließlich nicht nur frei sondern auch im Wissen darum, was sie überhaupt erwartet, den Mann wählen kann, den sie heiraten möchte. Die Tochter soll außerdem – und diese Entscheidung betrifft auch die unmittelbare Zukunft Camillas und ihres Mannes – nicht weiter im Haus der engstirnigen Schwiegereltern in der Enge des Prager jüdischen Ghettos aufwachsen. Mit ihrer Familie will Camilla das Ghetto verlassen.

Rudolf, dem alle Möglichkeiten für eine umfassende Bildung offen standen, trägt wesentlich Mitschuld an dem langen Irrweg, den Camilla gehen musste, um schließlich zu sich selbst und zu Mann und Kind (zurück) zu finden. Immer wieder wird deutlich, dass Rudolf seine Schwester kaum wahrnimmt, dass er zu sehr mit sich selbst beschäftigt ist, als dass er ihrem offenkundigen Elend weiter nachgehen wollte.¹⁴ Im zweiten Band setzt sich die selbstbezogene Vernachlässigung

13 Zeichen von Camillas Genesung ist die Empfindung von und Annahme ihrer ›natürlichen‹ Mutterpflichten; Einflüsse des Geschlechterdiskurses um 1900 sind hier offenkundig (vgl. Weiss-Sussex, die erhellend Krafft-Ebing zitiert: Weiss-Sussex, Jüdin und Moderne [wie Anm. 2], S. 18f., 30f., 34, 36). Während Weiss-Sussex das offene Ende als Indiz für Camillas *Ausbruch* aus der Ehe deutet, wird hier die Auffassung vertreten, dass Camillas Rückkehr als Akt ihrer ›eigentlichen‹ Eheschließung gestaltet ist. Dafür spricht auch, dass weitere Texte Hauschners, literarische wie essayistische, die prinzipielle Anerkennung der Institution Ehe formulieren, einschließlich des (im zweiten Roman von Camilla gebrochenen) Treuegebots für die Eheleute – unter der Voraussetzung allerdings, dass die Ehe von beiden Seiten freiwillig und hinreichend aufgeklärt geschlossen wird.

Bemerkenswert an der Schlusszene ist, dass es eine männliche Entsprechung gibt. Die ›natürlich‹ empfundene Mutterschaft Camillas wird mit der nicht minder ›natürlich‹ ausgeübten Vaterschaft ihres Gatten Felix korreliert. Das Bettchen der Tochter findet Camilla bei ihrer unangekündigten Rückkehr dicht an das Ehebett gerückt, auf dem Nachttisch steht ein Foto von ihr.

14 Erst zu ihrer Hochzeit lässt Rudolf Camilla ein wenig an den Früchten seiner Bildung partizipieren. Er stellt eine kleine Bibliothek für die Schwester zusammen: Weimarer Klassik, Paul Heyse und Emile Zola.

der Schwester fort. Rudolfs philosophische Lektüren – vorzugsweise Nietzsche und Stirner –, seine lebensphilosophischen Reflexionen – allen voran seine humanistisch inspirierte Christus-Schwärmerei –, seine politischen Debattierzirkel – Sozialisten und Anarchisten, Freidenker und Vertreter der Freilandbewegung –, und nicht zuletzt seine Beziehungen zu Frauen – verheirateten wie unverheirateten, bürgerlichen wie Prostituierten – nehmen ihn ganz in Anspruch. Zwar stellt Rudolf immer wieder seine prinzipiell gute Natur unter Beweis, wenn er sozial Schwächere unterstützt oder Solidarität mit seiner Schwester bekundet. Doch erst am Ende des zweiten Bandes wird er sein Selbstverständnis grundlegend neu definieren und sich dazu entschließen, sich selbstverantwortlich zu einem nützlichen Mitglied der Gemeinschaft auszubilden.

2 Jiddisch oder das »noch viel gemeinere Mauscheldeutsch«

Für den Rudolf des ersten Bandes jedoch erfüllt Bildung zunächst ganz wesentlich die Funktion sozialer Distinktion. Sein Bildungsdünkel macht dabei nicht vor Camilla und ihrem Bräutigam, aber auch vor der erweiterten Familie nicht Halt. Er betrifft hier den sozial niedriger stehenden väterlichen Zweig der Familie, die Familie Bär. In dieser Familie – der Familie der Schwester seines Vaters, in der auch die Großmutter lebt – spricht man Jiddisch. Rudolf und seine Mutter vermeiden, wenn irgend möglich, Besuche bei diesem Zweig der Familie. Camilla hingegen, die von sozialem Dünkel frei ist, geht in der Familie ihrer Tante ein und aus. Dort erfährt sie jene menschliche Wärme und Geborgenheit, die ihr zu Hause fehlt. Das harmonische Familienbild der Familie Bär wird ergänzt durch ihre ungebrochene Verbundenheit mit der jüdischen Tradition. Während der assimilierten Familie Lowositz das Judentum äußerlich geworden und auf ein »Drei-Tage-Judentum« herabgesunken ist, werden in der Familie Bär der Sabbat gehalten, die religiösen Feste würdevoll begangen und die Gebote gehalten.

Das Jiddisch, das in der Familie Bär gesprochen wird, ist im Roman als Deutsch mit leicht jiddischer Färbung inszeniert, als »unreine Mischsprache«, nicht aber als eine eigene Sprache mit eigener Grammatik und eigenem Vokabular. Mit dieser literarischen Inszenierung des Jiddischen bildet Hauschner eine Unterscheidung vor, die ihr Cousin, der Sprachphilosoph Fritz Mauthner, im Blick auf die spezifische Situation in Prag um 1900 in seinen Jugenderinnerungen beschreibt. Mauthner unterscheidet fünf Sprachen, die in seiner Jugend in Prag gesprochen wurden, darunter drei »reine« Sprachen und zwei »Mischsprachen«.

Er lernte damals [...] genau genommen drei Sprachen zugleich verstehen: Deutsch als die Sprache der Beamten, der Bildung, der Dichtung und des Umgangs, Tschechisch als die Sprache der Bauern und der Dienstmädchen, als die historische Sprache des glorreichen Königreichs Böhmen; ein bißchen Hebräisch als die heilige Sprache des Alten Testaments und als die Grundlage für das Mauscheldeutsch, welches er von Trödlerjuden, aber gelegentlich auch von ganz gut gekleideten jüdischen Kaufleuten seines Umgangs oder gar [!] seiner Verwandtschaft sprechen hörte. Der Jude, der in einer slawischen Gegend Österreichs geboren war, mußte gewissermaßen zugleich Deutsch, Tschechisch und Hebräisch als die Sprache ›seiner‹ Vorfahren verehren. Und die Mischung ganz unähnlicher Sprachen im gemeinen Küchelböhmisches und in dem noch viel gemeineren Mauscheldeutsch [...] ¹⁵

Die degradierende Doppelsinnigkeit, in der Mauthner von dem »gemeinen Küchelböhmisches und dem noch viel gemeineren Mauscheldeutsch« spricht, findet sich in Hauschners Romanen nicht. Zwar ordnet auch sie das Jiddische den einfachen Leuten zu und inszeniert es als eine Mischsprache. Doch verbindet sie damit keine Abwertung der Sprecherinnen und Sprecher. Ihre jiddisch sprechende Familie stellt vielmehr einen zwar nicht verklärenden, doch durchaus positiven Gegenentwurf zu dem halbadelig-depressiv-bildungsbürgerlichen Haushalt der sich in reinem Deutsch artikulierenden Familie Lowositz dar.

3 Küchelböhmisches und Hochtschechisch

Mit der Inszenierung des Jiddischen in Hauschners Romanen vergleichbar ist die des Küchelböhmisches: Es handelt sich dabei um ein schlichtes Deutsch mit fremdartigem Einschlag. Der soziale Status der tschechisch Sprechenden ist hier – anders als Mauthner es nahelegt – unter dem der jiddisch Sprechenden angesiedelt. Die küchelböhmischesprechenden Figuren in Hauschners Familienromanen sind Bedienstete und Schauspielerinnen, Geliebte der heranwachsenden, sich in ihrer Männlichkeit erprobenden Bürgersöhne; die Darstellung greift hier eingeführte Klischees der deutschsprachigen Prager Literatur auf. ¹⁶ Weniger

¹⁵ Mauthner, Prager Jugendjahre (wie Anm. 6), S. 32f.

¹⁶ Die deutschsprachige Prager Literatur, so Fiala-Fürst, ist voll von »tschechischen Geliebten, Dienstmädchen, Ammen, die den deutsch-jüdischen, skepsis- und vernunftkranken, lebensunfähigen Helden der Prager deutschen Literatur selbstlos den Weg ins Leben weisen. Paul Eisner hat sie alle abgebildet in seinem Essay *Milenky [Die Geliebten]* (1930) und festgestellt, dass es in der Prager deutschen Literatur fast keinen Dichter gibt, der in seinem belletristischen Werk den Zugang zum tschechischen Volk anders gefunden hätte, als durch eine tschechische Geliebte«. Ingeborg Fiala-Fürst: Auguste Hauschner, die Urgroßmutter der Prager Deutschen Literatur. In:

selbstverständlich ist es, dass auch Rudolf in die Welt der Tschechen eintaucht. Die Gelegenheit dazu bietet sich ihm, als er einen tschechischen Klassenkameraden, dem er gelegentlich bei den Hausaufgaben hilft¹⁷, spontan zu der angehenden Schauspielerin und Opernsängerin Milena Zeleny begleiten kann. Dort empfängt die beiden eine kleine tschechische Gesellschaft – darunter ausgerechnet die einfache Schneiderin Frau Luck. Als sie Rudolf erblickt, ruft sie in stilisiertem Küchelböhmisches aus:

»Nein, Herr Lowositz, wie kommen Sie denn daher? Wir beide«, sie zeigte auf die dicke Frau im grünen Wollkleid, »die Frau Zeleny und ich sind Nachbarsleute. Von klein auf haben sich die Kinderle mitsamm (sic) gespielt.«¹⁸

Die kleine Runde, die sich an diesem ersten Abend in Prag zusammengefunden hat, spricht dem Gast zuliebe deutsch. »Nur die beiden Studenten redeten in ihrer Muttersprache, und ihre Ausdrucksweise war so gewählt, dass sie Rudolf oft unverständlich blieb.«¹⁹ Mit den beiden Studenten kommen neben den Schauspielerinnen auch männliche Tschechen ins Spiel. Sie sind höchst gebildet – so gebildet, dass Rudolfs Küchelböhmisches nicht ausreicht, um sie zu verstehen. Mit Rudolf geraten die beiden tschechischen Studenten nun in eine erhitzte Auseinandersetzung darüber, dass zwar den Tschechen die deutsche Sprache und Kultur, umgekehrt aber den Deutschen nicht die tschechische Sprache und Kultur vertraut ist. Dabei setzen sie große Hoffnungen in die Errichtung des tschechischen Nationaltheaters in Prag und in den Bau eines böhmischen Museums. Diese Institutionen würden, so meinen sie, eine Wiederbelebung und Erneuerung der tschechischen Hochkultur bewirken, die über Jahrhunderte hinweg

Kakanien Revisited [2003], S. 1–8. <http://www.kakanien-revisited.at/beitr/fallstudie/IFiala-Fuerst2.pdf> [Letzter Zugriff: 29.09.2020].

Die Romane Hauschners unterlaufen dieses Klischee im Unterschied zu Brod, der sich mehrfach mit ihr vergleicht, einige seiner Werke sogar in ein direktes spiegelbildliches Verhältnis zu ihren setzt. Eingehender zu Hauschners Verhältnis zu Brod, auch zu Mauthner und Landauer vgl. Hannah Lotte Lund: Max Brod und Auguste Hauschner oder die richtige Art zu helfen. In: Max Brod (1884–1964). Die Erfindung des Prager Kreises. Hg. von Steffen Höhne, Anna-Dorothea Ludewig und Julius H. Schoeps. Köln 2016, S. 339–356.

17 Bei all seinem Bildungsdünkel hat Rudolf schon früh ein klares Empfinden für Bildungs(un-)gerechtigkeit. Er erkennt, dass seine tschechischen Mitschülerinnen und -schüler in einem deutschsprachigen Lernumfeld von vornherein benachteiligt sind. Seinen tschechischen Klassenkameraden lässt er daher in der Lateinarbeit bei ihm abschreiben, obgleich er unter der »Unehrenhaftigkeit« seines Handelns leidet. »Aber ihn dauerte der kleine Tscheche, der mit zwei unbekannten Idiomen zu kämpfen hatte.« (Hauschner FL 29).

18 Hauschner FL 66.

19 Hauschner FL 67.

verschüttet und unterdrückt war. Die Frage des tschechischen Nationaltheaters war in dem Roman kurz zuvor schon einmal in einem längeren Gespräch berührt worden, und zwar im Kreise der Familie Lowositz – dort allerdings unter gänzlich anderen Vorzeichen.²⁰ Durch die Augen der Tschechen gesehen erscheinen die Dinge nun in einem neuen und ganz anderen Licht; es leuchtet zugleich den Chauvinismus der Familie Lowositz beispielhaft aus.

Mit der Frage nach der tschechischen Kultur ist die nach der tschechischen Sprache eng verbunden. Das Argument, die tschechische Kultur könne deshalb keine der deutschen Kultur vergleichbare Bedeutung erreichen, weil die tschechische Sprache nun einmal nur in einem kleinen Land gesprochen werde und im Unterschied zum Deutschen nie ihre nationalen Grenzen und Beschränkungen überwinden könne, lässt man in Milenas Wohnung nicht gelten.

Was, klein sind wir? [...] Alle Slawen sind unsere Brüder. Der Russe versteht den Böhmen, der Böhme den Serben und den Polen. Ist das so bei anderen Völkern? In Deutschland kennen sich nicht einmal die verschiedenen Mundarten miteinander aus.²¹

Der Vergleich zwischen den kulturellen Errungenschaften des Deutschen und des Tschechischen hinke ohnehin, so fügen die beiden tschechischen Studenten hinzu. Wenn denn überhaupt Vergleiche angestrengt werden sollten, so seien nur solche zulässig, die auf derselben Ebene lägen: die kulturellen Leistungen der Tschechen seien nicht mit denen der Deutschen, sondern höchstens mit denen der Deutschböhmen zu vergleichen.

Durch den näheren Umgang mit gebildeten Tschechen und Tschechinnen – ausdrücklich auch: *Tschechinnen*, denn Milena und die mit ihr befreundete Rezi-tatorin Božena treten durchaus auch als Repräsentantinnen der tschechischen Hochkultur auf, unabhängig von ihrem freizügigen Lebenswandel als Schauspielerinnen und Sängerinnen – verändert sich Rudolfs Solidarisierung mit den Tschechen. Hatte er zuvor zwar Tschechen unterstützt, wenn sie seiner Hilfe bedurften, so erkennt er nun erst den Gestus der Herablassung, der stets mit dieser Unterstützung einherging. Aus dieser Einsicht heraus solidarisiert er sich in ganz neuer Weise mit den Tschechen. Es ist eine Solidarisierung, die sich aus seiner eigenen Erfahrung von Diskriminierung speist – eine Transferleistung, die der

20 Man war belustigt bis empört angesichts der Pläne für seine Errichtung. Es gebe gar nicht genügend Dramen, die in tschechischer Sprache verfasst seien, um das Programm füllen zu können, man sei also wieder einmal genötigt, auf deutsche Dramen und auf die deutsche Kultur zurück zu greifen, so wie überhaupt alle gebildeten Tschechen, die einigermaßen auf sich hielten, ihre Kinder nur auf deutsche Schulen schickten (Hauschner FL 54).

21 Hauschner FL 68f.

Mutter in ihrer sentimentalen Erinnerung an die ›hündische Ergebenheit‹ der ungarischen Bauern nicht gelungen war. Der alltägliche Antisemitismus, der Rudolf begegnet, lässt ihn die eigene Ignoranz und Herablassung gegenüber den Tschechen, wie auch gegenüber der tschechischen Sprache und Kultur erkennen und als eine dem Antisemitismus vergleichbare, problematische Diskriminierung reflektieren.²²

4 Alt- und Neuhebräisch, Antisemitismus und Jüdischsein

Besonders verhängnisvoll ist es, dass ausgerechnet die Bildungsinstitution Schule der Ort ist, an dem Rudolf immer wieder antisemitischen Anfeindungen ausgesetzt ist. Gleich zu Beginn des Romans wird eine Szene geschildert, in dem sich ein besonders unangenehmer Lehrer darin gefällt, Rechenaufgaben zu formulieren, in denen sich ein aggressiver Antisemitismus artikuliert, sehr zur Erheiterung der nichtjüdischen Schüler in der Klasse. Rudolfs Einsicht in die Diskriminierung, die ihm als Jude durch die Deutschen widerfährt und die er selbst – als Träger der deutschen Hochkultur *und* als sozial besser Gestellter – gegenüber den Tschechen ausübt, führt zu einer Solidarisierung mit den Tschechen, die das Gepräge der früheren Herablassung verloren hat.

Dabei speist sich sein neu erwachtes Selbstverständnis als Jude aus der Erfahrung des Antisemitismus. Juden, die diese Erfahrung leugnen und sich mit der Gemeinschaft der Diskriminierten desolidarisieren, scheinen ihm verächtlich. Beispielhaft wird dieses Verhalten an Rudolfs Gegenspieler Otto Feldstein vorgeführt. Dieser profiliert sich bereits zu Schulzeiten als ein »Idealist« – eine von vornherein verdächtige Charakterisierung in einem Text Hauschners. So auch in diesem Fall. Otto Feldstein ist ein Einschmeichler der unangenehmsten Sorte. Auch er kreuzt Rudolfs Weg wieder in Berlin. Inzwischen hat er seinen verräterischen Familiennamen Feldstein abgelegt und den neutralen Namen Böll angenommen. Deutsch- und Jüdischsein sind ihm unvereinbar. Er verleugnet sein Judentum und führt sich als Deutschböhme in die wichtigen Kreise der Gesellschaft ein, als erfolgreicher Journalist geht er buchstäblich über Leichen.

²² »Jetzt bin ich dem Tschechen gegenüber ebenso überhebend, wie Kurt es mir gegenüber war«, erkennt Rudolf, und nun »dürstete er danach, sich tolerant zu zeigen« (FL 64).

Rudolf fällt das Bekenntnis zu seinem Jüdischsein keineswegs leicht. Im ersten Band wird beschrieben, wie er darunter leidet, dass ihn die »Gemeinschaft mit seinen Blutsverwandten so bedrückte.«²³ Er sucht das Gespräch mit seinem Mentor Doktor Markus. Von ihm will er wissen, was die Juden in den Augen der Anderen denn so verhasst macht. In seiner Antwort erläutert Doktor Markus den Antisemitismus als einen in der tierischen Natur des Menschen angelegten »Instinkt, aus dem heraus die anderen Rassen uns so feindlich sind.«²⁴ Diesen Instinkt gelte es zu überwinden, um in eine Höhe zu gelangen, »in der die Geister gleich sind. Dahin sollten wir streben und andere hinaufziehen suchen.«²⁵ Antisemitismus begründet Doktor Markus also nicht mit religiösen Differenzen. Figuren wie Christus oder Buddha sind ihm vorbildliche Figuren, große Menschen, so wie auch zeitgenössische historische Figuren große Menschen sein können. Trotz seiner areligiösen Auffassung würde sich Doktor Markus nie vom Judentum abwenden und schon gar nicht taufen lassen. Eine christliche Taufe wäre, davon ist er überzeugt, von einem zu verachtenden Nützlichkeitsdenken bestimmt und widerspräche seinem höchsten Ideal. »Nicht von Geschäften habe ich gesprochen«, so begründet er seine Ablehnung der Taufe von Juden. »Nur von der Reinheit der Gesinnung und von der Menschenliebe.«²⁶

Noch im zweiten Band bleibt es dabei, dass Rudolf sein Judentum eigentlich gern verleugnen würde, zu seinem Bedauern aber keine Möglichkeit dazu sieht. Der Grund dafür liegt in seiner Auffassung vom Judentum, das er nicht als religiöse und/oder nationale Gemeinschaft versteht, sondern als Rasse. Sein Freund Becher, der ihn für die Gründung eines jüdischen Musterstaats zu gewinnen versucht, teilt diese Auffassung. Er meint, dass

es nicht das Bekenntnis ist, das uns verbindet, sondern die Rasse. Und eine Rasse, die die Natur offenbar erhalten will, das zeigt sie deutlich, indem sie erbarmungslos, wie um sie zu verhöhnen, alle Bemühungen der Assimilation zerstört. [...] Die innerlichen Merkmale einer durch langjährige Sklaverei zurückgebliebenen Kultur teilen die Juden mit sehr vielen Christen. Und wenn die, die schon am längsten in der Sonne stehen, anstatt Fahnenflüchtige zu werden, die Führer unserer Rasse werden wollten, wir könnten in einem ganz neuen Sinn wieder die Auserwählten werden.²⁷

²³ Hauschner FL 50.

²⁴ Hauschner FL 41.

²⁵ Hauschner FL 42.

²⁶ Hauschner FL 42.

²⁷ Hauschner CR 177.

Die Vorstellung vom Judentum als Rasse²⁸ bietet für Rudolf die Gelegenheit, das Dilemma, das sich für ihn als säkularen Juden angesichts des Antisemitismus auftut – wie soll ein Jude seine Solidarität mit ›den Juden‹ begründen, wenn er sich selbst nicht als ›ein Jude‹ begreift – zu umgehen. Um solidarisch mit ›den Juden‹ sein zu können ohne selbst gläubiger Jude zu sein, muss Rudolf weder auf die religiösen oder esoterischen Angebote aus dem Umfeld der jüdischen Erneuerungsbewegung der Jüdischen Renaissance zurückgreifen, noch muss er sich auf die jüdische Leidensgemeinschaft verpflichten lassen. Im Kontext des erhitzten Antisemitismus-Diskurses dieser Jahrzehnte hat diese durchaus moderne Auffassung vom Judentum als Rasse für Rudolf zur Konsequenz, dass er an seiner säkularen Position festhalten kann *und* sich zugleich zur Tatsache des eigenen Jüdischseins bekennen muss. Dafür, dass diese Entscheidung in voller Freiheit getroffen werden kann, bürgt die Figur des Otto Feldstein alias Böll, der sich *nicht* zu seinem Jüdischsein bekennt. Rudolf verachtet diese Entscheidung und auch die Erzählinstanz verwirft sie: keine andere Figur ist so eindimensional negativ gezeichnet wie Otto Feldstein/Böll.

Rudolf vermutet zunächst, dass sein Freund Becher, der sich zu seinem Judentum bekennt, ihn für die Sache des Zionismus gewinnen möchte. Doch er täuscht sich. Becher ist ein Vertreter der Freilandbewegung, er kann sich einen jüdischen Musterstaat überall dort vorstellen, wo sich ein geeigneter Platz dafür finden lässt. Das kann, muss aber nicht Palästina sein. Dieser jüdische Musterstaat zeichnet sich durch Charakteristika aus, die höchstens (zeit-)bedingt als spezifisch jüdische gefasst werden können, nämlich »durch die Innigkeit seines Familienlebens, durch die Stellung seiner Frauen, die Heiligkeit der Ehe, das Füreinandereinstehen und Zueinanderhalten.«²⁹ Dementsprechend spielt in keinem der beiden jüdischen Familienromane Hauschners die hebräische Sprache eine nennenswerte Rolle.

Doch selbst für Bechers prononciert nicht-religiöse und nicht-nationalistische Idee eines jüdischen Staates ist Rudolf nicht zu begeistern. Für ihn wäre auch sie wieder nur ein Schritt zurück ins Ghetto. Rudolfs prinzipielle Absage an jede Form einer ideologisch überformten Idee von Gemeinschaft führt ihn in anarchistische Zirkel. Bald aber schon ist er von ihrer Gewaltbereitschaft und

28 Die hier formulierte Auffassung vom Judentum als »Rasse« ist keineswegs singulär. Sie findet sich etwa in Gustav Landauers drei Jahre nach Hauschners jüdischen Familienromanen erschienenen Essay *Sind das Ketzergedanken?* (1913). Die darin erläuterte Auffassung erlaubt es Landauer – entsprechend auch Hauschner – jüdische Identität als gegeben vorauszusetzen und damit in einer Zeit wieder auflebender antisemitischer Anfeindungen ›natürlich‹ solidarisch sein zu können, dafür jedoch nicht säkulare Positionen aufgeben zu müssen.

29 Hauschner CR 179.

ihrem quasi-religiösen Sendungsbewusstsein abgestoßen. Am ehesten noch vermag er sich mit den Sozialisten und ihrem Ideal der internationalen Solidarität zu identifizieren. Schließlich aber sind ihm auch hier die sich erbittert befehlenden Partei-, Gruppen- und Grüppchenformationen nicht geheuer. Wie bereits bei den ›großen Männern‹ in Politik und Religion setzt Rudolf auch hier lieber auf einzelne, eindruckliche Persönlichkeiten. In Prag ist dies der bitter arme, äußerst belesene tschechische Setzer Hrusa, der sich von ›den Deutschen‹ gleichermaßen distanziert wie von ›den Juden‹ – die einen machen die Gesetze, die anderen haben das Kapital, so seine nicht eben von Klischees freie Einschätzung. Auch mit seinen national gestimmten Landsleuten mag er sich nicht identifizieren. In seinem Spott über den nationalen Idealismus der beiden tschechischen Studenten demontiert Hrusa deren vermeintlich hehren Ideale:

»Geistige Wiedergeburt der Böhmen, Wiederanknüpfung an durch Jahrhunderte unterbrochene Kultur und lauter solche Redensarten. Das heißt, der eine will recht viel tschechische Gymnasien, damit er bald Supplent wird, und der andere schreit jetzt schon so laut als möglich, damit man später nicht auf ihn vergißt (sic), wenn man einen Kandidaten für den Reichsrat braucht. Geistige Kultur! Was soll ein Mensch, der sich von der Früh bis aufn Abend schindet und nicht satt zu fressen hat, mit geistiger Kultur? Er pfeift darauf.«³⁰

Angesichts eines solchen Idealismus teilt Rudolf den Realismus des tschechischen Setzers, der den Nationalitätenhass im Vertrauen auf internationale Solidarität überwindet, ohne darin einen Widerspruch zu seinem tschechischen Patriotismus zu sehen. Hauschner formuliert hier eine Position, wie sie in diesen Jahren, zugeschnitten auf die spezifische Situation in Prag, vielfach formuliert wird, unter besonderer Berücksichtigung der Frauenfrage vor allem in den journalistischen und literarischen Schriften der Pazifistin und Frauenrechtlerin Bertha von Suttner.³¹

Die Haltung, die Rudolf Lowositz einnimmt, ist diesen pazifistischen und antinationalistischen Überzeugungen nachgebildet. Rudolf bekennt sich zu keiner der Parteien oder Gruppierungen, mit denen er zunächst in Prag und später auch in Berlin in nähere Berührung kommt. Sein Glaubensbekenntnis ist – wie das seines Mentors Doktor Markus im ersten Band – den ›großen Menschen‹ verpflichtet. Es enthält erkennbar Spuren seiner Stirner- und Nietzschelektüren, in Verbindung mit seiner einstigen jugendlichen Christusschwärmerei und seiner

30 Hauschner FL 202.

31 Vgl. Bertha von Suttner: Der Kampf um die Vermeidung des Weltkriegs. Randglossen zu den Zeitereignissen vor der Katastrophe (Auszüge). In: Pragerinnen. Texte von Prager Autorinnen aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Hg. von Miriam Boy. Prag 1997, S. 65–80, hier z. B. S. 65.

anhaltenden Verehrung für Bismarck, es integriert schließlich auch Ideen der Lebensreformbewegung.

Ich glaube, daß, wie es vor allem, was da war, gewesen ist, der Geist auch immer nur von oben kommen kann. Von einem einzelnen, der sich, abgesondert von der Menge, das Recht zu allen Möglichkeiten sucht, um fessellos seine Persönlichkeit voll zu entfalten.³²

Am Ende seiner Berliner Zeit wird Rudolf alle Brücken hinter sich abbrechen und Berlin verlassen. Sein Ziel ist es, den Zwiespalt zu heilen, in den er durch »Rasse, Abkunft und Erziehung« geraten ist und den Versuch zu wagen, »sich in Einsamkeit, durch körperliche Arbeit von der Vergangenheit zu heilen«³³. Gelingt ihm die Heilung – und Heilung bedeutet hier nichts weniger als die befreiende Entwicklung zu einem »großen Menschen« –, so wird er wieder öffentlich seine Stimme erheben. Sollte es sich in der Zeit seiner Selbstentfaltung jedoch herausstellen, dass er nichts weiter als »Dutzendware« ist, wird er »als Handwerker oder als Bauer etwas Tüchtiges leisten«³⁴. Als der Mensch, der er dann geworden sein wird, möchte er in die Gemeinschaft hineinwirken: »Vielleicht gelingt es mir auf diese Weise eine Familie zu gründen. Und aus den Familien hat sich, wie ihr wisst, einst die Gesellschaft ausgewickelt.«³⁵

Ihre weibliche Entsprechung findet diese Zukunftsvision Rudolfs in der Entscheidung Camillas, zu Kind und Mann zurück zu kehren. Zwar sind die Wege der Geschwister geschlechtertypisch (vor)geprägt, auch in ihrer Befreiung von »typisch jüdischen« Vorurteilen und Zwängen: Im Falle Rudolfs ist dies die Befreiung von den Vorurteilen, die Rasse, Abkunft und Erziehung ihm in den Weg gelegt haben. Im Falle Camillas ist dies die aktive und selbstbestimmte Wendung gegen die Vorgaben und Folgen der (jüdischen) Verheiratspraxis, denen sie zunächst nur passiv unterworfen war. Doch treffen sich die Utopien des Geschwisterpaares Rudolf und Camilla in jenem Kern, in dem sie schließlich auch mit der Utopie von einem jüdischen Musterstaat zusammenfallen, der sich auszeichnet durch die »Innigkeit seines Familienlebens, durch die Stellung seiner Frauen, die Heiligkeit der Ehe, das Füreinandereinstehen und Zueinanderhalten.«³⁶ Die solcherart konvergierenden Lebensentwürfe und Bildungswege der Geschwister lassen sich lesen als der »realistisch« in eine weibliche und eine männliche Variante ausdifferenzierte, exemplarische Prozess emanzipatorischer

³² Hauschner RC 138.

³³ Hauschner RC 244.

³⁴ Hauschner RC 251.

³⁵ Hauschner RC 251.

³⁶ Hauschner CR 179.

Selbst(er)findung jüdischer Identität angesichts des wiedererstarkenden Antisemitismus zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

5 Resümee

In das Jahr, in dem die *Familie Lowositz* erscheint, fällt nicht nur die Czernowitzer Sprachkonferenz und die erste der drei von Martin Buber in Prag gehaltenen *Drei Reden zum Judentum*. In dieses Jahr fällt auch die Veröffentlichung von Arthur Schnitzlers Roman *Der Weg ins Freie* (1908). Eine Rezension aus der Feder Hauschners belegt, dass sie sich in der Phase der Niederschrift von *Rudolf und Camilla* intensiv mit diesem Roman auseinandergesetzt hat.³⁷ Er leistet Vergleichbares für das Wien der Jahrhundertwende wie ihre beiden in Prag und Berlin angesiedelten »jüdischen Familienromane«. Sie erweitern Schnitzlers Darstellung der jüdischen Welt um 1900, und das nicht nur geografisch. Sie ergänzen sie um ein breites Spektrum (religions)philosophischer, weltanschaulicher und politischer Aspekte. Dabei zeigt die »Querlage« des Jüdischen in den Romanen Hauschners – und in dieser Hinsicht sind sie Schnitzler überlegen –, dass und inwiefern die Diskurse, in denen die Frage einer jüdischen (National)Sprache verhandelt wird, auf das Engste verschränkt sind mit den Diskursen von *class* und *gender*.³⁸

Max Brod ordnet in seinem Buch über den Prager Kreis *Die Familie Lowositz* und *Rudolf und Camilla* in die Kategorie des historischen Romans ein. Ihre Relevanz möchte er auf die Jahre 1870/80 und Hauschners Bedeutung auf ihre Vorläuferfunktion für den *Prager Kreis* beschränkt sehen. Doch ebenso wie Schnitzlers *Der Weg ins Freie* weisen auch die beiden Romane Hauschners ganz entschieden über diese von Brod gesetzten – und ihre Rezeption bis heute entscheidend behindernden – Grenzen hinaus. In einer Zeit zunehmender Bedrängnis bezeugen sie eine retrospektive Suche nach den Anfängen des wiedererstarkenden Antisemitismus zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Von ihren Zeitgenossen wurden Hauschners Romane durchaus auch so wahrgenommen: Ihr empathisches Eintreten für Bildungsgerechtigkeit ist noch durchdrungen vom Pathos des deutsch-jüdischen Emanzipationsdiskurses des 19. Jahrhunderts, zugleich ist ihnen die Enttäuschung über dessen Scheitern bereits ein-

³⁷ Auguste Hauschner: [Rezension von] »Der Weg ins Freie«. In: Die Hilfe 15 (1909).

³⁸ In der Phase der Arbeit an *Rudolf und Camilla* liest Hauschner Schnitzlers Roman und setzt sich intensiv damit auseinander. Eine Rezension legt davon Zeugnis ab, aus der hervorgeht, dass die Verschränkung von jüdischer und Frauenemanzipation eines der erklärten Anliegen ihrer Romane ist.

geschrieben. Hellsichtig weisen sie in ihrer gesellschaftspolitischen Relevanz über die ihnen bis heute zugewiesene Sphäre des Familienromans und in ihrer Zeitdiagnostik entschieden über die 1870/80er Jahre hinaus. Während Schnitzlers Roman bald schon dem festen Bestandteil des Kanons der deutschsprachig(-jüdisch)en Literatur zugerechnet wurde, steht dies für Hauschners Romane noch aus. Es ist höchste Zeit, das zu ändern.

